

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 285. Bromberg, den 18. Dezember 1929.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(6. Fortsetzung.)

Die nachfolgenden Reiter erwiesen sich in der Tat als ein Pikett Ulanen.

Die nachsetzende Truppe bestand jetzt aus einigen vierzig Soldaten und über zwanzig jungen Guasos, — fast alle mit Feuergewehren versehen, und dem Schwarm der Pehuenchen mehr als gewachsen, wenn sie dieselben nur noch in den Bergen überholen konnten. Dazu hatten sie aber die begründetste Hoffnung; denn es ist keine Kleinigkeit, in den Bergen Vieh vor sich herzutreiben, selbst für Indianer und hier und da ein Aufenthalt gar nicht zu vermeiden.

Je höher sie stiegen, desto mehr kamen sie aus der lästigen Kila heraus, und der Wald wurde offen. Als Führer und Kundschafter diente dem Zug ein Argentiner, Pedro Alfeira, der sich seit Jahresfrist in der Nähe von Don Enriques Hacienda niedergelassen und sein Vaterland mit Chile vertauscht hatte. Er war aber nicht allein mit dem Walde genau vertraut, sondern kannte auch die indianischen Sitten und die Otra Banda genau und mußte — wie das Gerücht ging — eine lange Weile mit den Pehuenchen gelebt haben. Über alles das beobachtete er aber ein hartnäckiges Stillschweigen. Alle aber wußten, wie ingrimmig er die Indianer haßte, und schon aus dem Grunde wurde er zum Führer gewählt, zu welchem Amt er sich vortrefflich eignete.

Auch jetzt war er den Fährten, das Auge am Boden haftend, rasch gefolgt, als er plötzlich den Kopf hob, als ob er irgend etwas vor sich bemerke.

„Hallo, Companero!“ flüsterte Hauptmann Adano, der die Ulanen führte, indem er an seine Seite sprengte. „Was gibt's da vorn? — Die roten Schufte?“

„Quien sabe, Sennor“, sagte der Argentiner, mit der ausweichenden Antwort dieser Stämme, „wer weiß es? Ich wittere Rauch, und möglich, daß wir uns vor den Feuern ihres letzten Lagers befinden, — möglich, daß sie noch dort liegen.“

„Sollen wir einen Kundschafter vorschicken, Pedro?“ fragte der Offizier. „Bei Gott, ich rieche jetzt selbst den Rauch; der Wind muß ihn gerade zu uns herübertreiben.“

„Caracho!“ (Provinzialausdruck für carajo, der kräftigste Fluch der Südamerikaner; gilt aber durchaus nicht für anständig) brummte der Führer in den Bart; „wenn Ihr ihn auch riecht, Sennor, dann, glaube ich, brauchen wir keinen Kundschafter mehr. Die Höllenhunde haben den Wald angezündet!“

„Den Wald angezündet?“ riefen die Soldaten erschreckt. „So rasch brennen doch die Araukarien nicht.“

„Vorwärts! Vorwärts!“ drängte aber Pedro, „damit wir wenigstens erfahren, woran wir sind. Weit haben wir sie keinesfalls mehr vor uns, denn hinter dem Rauch stecken sie, so viel ist sicher.“ Ohne ein Wort weiter zu sagen, setzte er seinem Tiere die Sporen in die Seite und sprengte, so rasch ihn dasselbe tragen konnte und ohne auch weiter auf die Fährten zu achten, dem nächsten Hügelrücken zu, der kaum fünfzig Schritt von ihnen entfernt lag. Bald hatte er diesen, von den übrigen Reitern ebenso rasch gefolgt, auch erreicht, und es zeigte sich hier, daß er mit seiner Vermutung vollkommen recht gehabt.

Dieser Hügel, an dem die Spuren der Pehuenchenpferde deutlich wieder hinabführten, senkte sich mehrere hundert Schritt in ein tiefes Tal hinab, in welches möglicherweise der eigentliche Hauptweg nach dem Gebirgspaß einmündete. Dort unten wuchs aber die nichtswürdige Kila in Masse, von zahllosen Schlingpflanzen durchzogen. Von oben sah es fast aus, wie ein vom Winde niedergeschlagenes Getreidefeld; aber die Chilenen kannten diese heimtückischen Stangen und Ranken, durch welche, ohne eingehauenen Pfad, kein Reiter der Welt imstande gewesen wäre, sich Bahn zu brechen.

Allerdings mußten die Pehuenchen einen Weg gekannt und benutzt haben, und ein rasch vorausgeschickter Ulan brachte auch bald die Nachricht zurück, es führe ein ordentlicher Reitweg in die Kila hinein, der von Pferde- und Rinderspuren zertreten sei; aber es war auch keinem Zweifel unterworfen, daß die Kila brannte; denn schon von hier aus konnten sie deutlich eine dünne Rauchwolke bemerken, die sich über das Dickicht herüberzog, und der brandige Geruch wurde von allen bemerkt.

„Sollten wir nicht rechts davon vorbei können?“ fragte der Offizier.

„Dort hinüber senkt sich das Tal nur immer mehr und die Kila wird dichter“, sagte Pedro. „Sehen Sie nur, wie vereinzelt dort drüben die Araukarien stehen. Nein, wir müssen, wenn irgend möglich, nach links hinüber, und wenn wir dort den Platz umgehen können und am Waldrand hinreiten, finden wir auch leicht die Spur der Halunken wieder.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, sprengte er auf dem Hügelrücken hin und einer Stelle zu, auf welcher der Wald lichter wurde. Hauptmann Adano ritt neben ihm, um sich selber von der Lage des Terrains zu überzeugen. Beide aber stießen einen halbverbissenen Fluch aus, als sie sich plötzlich am Kamm eines Abhanges sahen, der, mit riesigen Fesblöcken überstreut, so steil zu Tal führte, daß es aussah, als ob die gewaltigen Steinbrocken mehr daran klebten, als darauf lagen, und durch die geringste Berührung hinabgeschleudert werden müßten. An ein Hinabreiten an dieser Stelle war nicht zu denken; Mann und Tier hätten Hals und Beine gebrochen.

„Hören Sie das da drüben?“ sagte der Argentiner, indem er mit dem ausgestreckten Arm nach dem Rauch hinüberdeutete.

„Das klingt beinahe wie das Knattern eines Kleingewehrfeuers!“ rief der Soldat rasch.

„Das ist das Rohr“, sagte Pedro. „Jeder Knoten, wenn er vom Feuer erfaßt wird, knallt und springt auf. Der Brand wälzt sich, von der frischen Ostbrise getrieben, rasend schnell hierher, und Gott habe Erbarmen mit uns, wenn er uns in dem Schilfbruch drin erwischte. Umkehren mit den

Pferden in dem schmalen Pfad? Lassen Sie nur eins der vorderen straucheln, oder in einer der zahlreichen Ränken hängen bleiben, und nachher das Geknatter um uns her losgehen, die Glut und den Rauch über uns wegschlagen, — und die Aasgeier könnten sich morgen an unseren gebackenen Überresten ein Vergnügen machen. Nein, einmal habe ich das erlebt, aber im Leben gehe ich nicht zum zweitenmal mutwillig in eine solche Falle."

„Aber was können wir tun?" rief der Offizier, ungeduldig nach rechts hinüberschauend.

„Dahinein schlägt eben das Feuer!" erwiderte Pedro. „Sowie es einmal recht in Gang kommt, sollen Sie Ihre Freude haben, wie es über den Boden schießt. Wie Schlangen zucken die langen feurigen Arme, und ein Pferd kann kaum so rasch auf ebenem Boden laufen, um ihnen zu entgehen. Nein, es bleibt uns jetzt schon nichts übrig, als entweder bis zu der Stelle zurückzureiten, wo die roten Halunken damals rechts abbogen, und sie zu umgehen, oder hier zu warten, bis die Kila niedergebrannt ist."

„Aber das kann tagelang dauern."

„Quien sabe", zuckte der Bursche mit den Achseln. „Wer weiß es, und wer kann's ändern?"

„Und das arme, arme Mädchen indessen in der Gewalt jener roten Diebe! — Der unglückliche Vater! Pedro, sollte es denn nicht möglich sein, einen Weg in die Kila hinein zu hauen, daß wir wenigstens den Versuch machen können, vorzudringen, und dabei keiner Gefahr ausgesetzt sind, den Richtweg abgeschnitten zu haben."

Der Argentiner schüttelte entschieden mit dem Kopf. Pedro sah jetzt zum erstenmal nach dem Himmel und bemerkte, wie sich im Norden eine schwere, schwarze Wand heraufgezogen hatte. „Je schneller die Geschichte abgemacht ist, desto besser; denn die roten Heiden scheinen da drüben viel langsamer von der Stelle zu kommen, als ihnen lieb sein mag. Ohne die verdammten Kila wären wir ihnen wahrscheinlich schon heute morgen über den Hals geraten; aber ich glaube jetzt fast, der Sturm hilft uns, denn er zieht von Nordwesten her, was immer Regen mitbringt. Wenn er jetzt mit einem tüchtigen Norder einsetzte, wäre die Bahn um Mittag frei."

„Und können wir wirklich bis dahin nichts tun? — Müssen wir still und untätig daliegen?" fragte Adano.

„Die Pferde können wir ausruhen lassen," nickte Pedro vor sich hin, „weiter nichts. Das ist auch ein Vorteil auf einem langen Ritt. Je weniger wir die jetzt anstrengen, desto frischer sind sie, wenn wir sie brauchen." Und dem Wort die Tat folgen lassend, stieg er aus dem Sattel und führte sein Tier wieder zu dem übrigen Trupp zurück, der noch immer ihrer harrend auf der Höhe hielt.

In dem anziehenden Wetter hatte er sich nicht geirrt. Ehe eine halbe Stunde verging, war der Himmel von jagenden Wolken umzogen, der Wind hatte sich zu einem Sturm erhoben, der die schweren Cabezas oder Früchte der Araukarien zu Boden schleuderte und die darunter Haltenden so gefährdete, daß sie sich einen offeneren Platz aussuchen mußten um nicht getroffen zu werden.

Und mit dem Sturm kam der Regen. Erst fielen einzelne Tropfen, die den Boden trafen, als ob eine Bleikugel darauf niedergeprallt wäre, dann rauschte es heran mit der Windsbraut, und in der nächsten Minute goß es vom Himmel nieder, als ob die Wolken geborsten wären und eine Sturzflut zur Erde sendeten.

Da die Stelle, auf welcher der Reitertrupp hielt, frei von Unterholz, wie von Rohr war, so hätten sie für sich selber wohl kaum etwas zu fürchten gehabt, denn so rasch fangen die hohen Waldbäume kein Feuer, und brauchen selbst in dem Fall eine lange Zeit, ehe sie davon zerstört werden und stürzen können. Jetzt aber, mit der anderen Richtung des Windes, war auch die letzte Gefahr beseitigt, und die Chilenen suchten sich nur, — so viel das ging, — gegen den niederströmenden Regen zu decken, der sie nichtsdestoweniger in kurzer Zeit bis auf die Haut durchnäßte.

Pedro war indessen nicht müßig. Wie er sich überzeugt hatte, daß ihm durch das Feuer im Rohrbruch keine Gefahr mehr drohe, stieg er zu Fuß den Hang hinab bis zu der Stelle, wo die Kila begann und niedergestampftes Rohr den Weg bezeichnete, den die Wilden genommen. Immer weiter drang er vor, bis er die ersten angebrannten Kilastangen erreichte. Dort sah er deutlich, daß die Gefahr beseitigt war, so daß ein Durchmarsch durch das Rohr schon jetzt begonnen werden könne.

Er gab das mit Adano verabredete Zeichen zum Vorrücken. Die Reiter saßen auf und erreichten bald den schmalen Einschnitt in das Rohr, in welchem die Tiere eins hinter dem anderen vorwärts schreiten konnten. Glücklicherweise war der eigentliche Kilastreifen kaum eine halbe Legua breit, und füllte nur das Tal, das sie von der nächsten Höhe trennte. Sobald sie ihn passiert hatten, erreichten sie wieder offeneren und freien Wald, und hier zeigte sich nun die Schwierigkeit, die vollkommen verwaschenen Spuren der Flüchtigen wieder aufzufinden.

Hier aber war Pedro den Verfolgern von wesentlichem Nutzen Mit allen Schlichen und Listen der Feinde vollkommen vertraut, ließ er sich nicht lange irre führen, die verlorenen Spuren wieder in der bisher eingehaltenen Richtung aufzusuchen. Nach links konnten sie nicht hinüber, wenigstens jetzt noch nicht, der steilen Hänge wegen, also mußten sie sich rechts gewandt haben, und dorthin trafen sie denn auch bald wieder die frischen Fährten, denen sie in raschem Gelopp folgten. In dem offenen Terrain hatten freilich die Indianer ebenfalls rascher vorwärts rücken können.

Vor den Verfolgern lag jetzt ein baumfreier Höhenzug, der sich mehr nach links hinüber dehnte und dem eigentlichen scheidenden Gebirgsrücken der Kordilleren zuzuführen schien. Noch waren sie nicht auf dem Kamm desselben, von wo aus man jedenfalls eine weitere Fernsicht haben mußte, als Pedro ein Zeichen mit der Hand gab, daß die ihm folgenden Reiter halten sollten, und voraussprengte. Oben angekommen, sprang er vom Pferde, das er indessen frei grasen ließ, und glitt wie eine Schlange hinter einen großen Steinblock, der seine ganze Gestalt decken konnte. Dort stand er ein paar Minuten regungslos und schaute auf das wildzerrissene, öde Land hinaus, das sich vor ihm ausbreitete.

Rechts, in weiter Ferne, lag der spitze Felskegel des Vulkans von Antuco, der von den Indianern gefürchtete Sitz ihres Feuergeistes Pilian, und dünner, schwarzer Rauch quoll aus seiner Spitze und fegte mit dem noch immer wehenden Sturm nach Süden hinab. Dort hinüber lag der richtige und bekannte Paß zur Otra Banda; den aber konnten die Pehuenchen unmöglich von hier aus mehr erreichen, denn eine tiefe Schlucht trennte diesen Hügelrücken von den südlicher gelegenen Zügen, die sie mit ihren Tieren nicht wagen durften, zu kreuzen. Vergebens suchte Pedro die entfernteren Höhen ab. Nur ein einsamer Kondor strich langsam über die Bergrücken hin.

„Nichts zu sehen?" fragte ihn der Hauptmann, der ihm so weit gefolgt war, als er sich noch von dem Kamme des Hügels gedeckt wußte. Pedro fuhr plötzlich zusammen. Er winkte dem Hauptmann, der aus dem Sattel glitt und zu dem Kundschafter hinauf eilte. Pedro deutete schweigend mit dem Arm nach rechts. Dort erkannte der Offizier auch augenblicklich, und zwar in gar nicht zu großer Entfernung, sich bewegende Gestalten, die eben den nächsten Höhenzug passierten. Es waren unverkennbar Indianer in ihren blauen Ponchos und mit den langen schwarzen Haaren. Daß es der Trupp sei, dem sie folgten, verriet sich aus dem Schwarm von Tieren, welchen sie vor sich hertrieben, und in dem sich deutlich einzelne Stück weißer und gefleckter Rinder erkennen ließen.

„Das sind sie! Bei der heiligen Jungfrau, das sind die Schufte!" rief der Offizier in heftiger Aufregung. „Sie treiben das Vieh gerade über den letzten Kamm. Und gar nicht so weit!" rief der Hauptmann rasch; „die Entfernung kann kaum eine Legua betragen."

„Ja, wenn man imstande wäre, in gerader Richtung zu reiten," sagte Pedro vorsichtig. „Aber der Teufel traue den Kordilleren, wo einen eine Schlucht oft drei, vier Stunden aus dem Weg treibt, von der man glaubt, man könnte mit einem Stein hinüberwerfen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Soldat und die kleine Madonna.

Von **Friede H. Kraze.**

Es war einmal ein Soldat und eine kleine Madonna.

Der Soldat war ein rechter Riese mit einem strohernen Haarbusch unter dem Helm und hellblauen Augen von einer eigentümlichen Leere. Er war in der Armee des Oxenstiern aus Schweden nach Deutschland gekommen. König Gustaf Adolf, den sie auch den leo arcticus nannten, hatte schon vor einem Jahrzehnt auf dem Plan von Lützen das Leben gelassen, und die Manneszucht, die der König mit fester Hand in seinem Heere aufrechterhalten, hatte sich bedenklich gelockert in der Not der Zeit. Ob sie Klöster ausraubten und brannten, Schlösser, Bauernhöfe, Kaufhäuser oder Kirchen, galt der schwedischen Soldateska ebenso gleich wie der kaiserlichen. Jeder raubte und stahl, was er fand, und es war ein Wunder, daß überhaupt noch etwas in Deutschland zu finden war.

Die kleine Madonna, von der die Rede ist, wohnte schon seit ein paar hundert Jahren in einer alten rotbraunen Backsteinkirche mit hohen vierfeldrigen Maßwerkfenstern, kunstvollen Portalen, und die Türme reich behelmt.

Aber sie stand nicht auf dem Hochaltar, noch auf einem der Seitenaltäre der mehreren Kapellen. Dort waren zwischen Gold und Silber, von großen Künstlern geschnitten oder gemalt, die heiligen Apostel und Märtyrer zu Hause. Die kleine Madonna stand in einer Nische hinter einem Pfeiler. Sie hatte ein ganz rundes Gesicht mit einer kleinen stumpfen Nase, die Augen weit auseinandergestellt, die Haare hinter die Ohren gestrichen und das Mündchen leicht geöffnet. Sie sah aus wie ein Kind, das staunt, und das nicht weiß, ob es lieber weinen oder lachen möchte. Im Arm hielt sie steif wie ein Püppchen das Jesuskind.

Die kleine Madonna wußte auch wirklich nicht, ob ihr der Sinn nach Lachen stand oder nach Weinen. Wenn sie das Kindlein ansah, das so süß und unschuldig nach ihrer kleinen Brust griff, ja, da war ihr Herz so voller Glückseligkeit, daß sie am liebsten gesprungen wäre. Aber dann mußte sie immer gleich an die Worte des Engels denken: Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen.

Dann bückte sie sich schnell ein wenig zur Seite, damit sie durch das Gewirr von Säulen wie durch das Stämmegewirr in einem großen Walde zum Hochaltar blicken konnte. Dort stand, über viele goldene Engel und Heilige und Leuchter und Zierate erhöht, ein schweres dunkles Kreuz. An diesem Kreuz hing ein blasser Leib, blutüberströmt, mit durchbohrten Händen und Füßen. Das Haupt unter der Dornenkrone war im Leiden heruntergefallen auf die Brust, und manchmal hörte die kleine Madonna in der Stille der Kirche oder aber auch über das Brausen der Orgel und die Stimmen der Priester hinweg ganz laut einen Klageruf: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?!

Dann wußte die kleine Madonna gleich wieder, daß dieser Schmerzensmann gleichermaßen ihr Sohn war, derselbe Sohn wie das süße Kindlein, das nach ihrer Brust griff. Und daß sie nicht hinein konnte, um die Nägel mit ihren kleinen Fingern herauszubohren und das arme Dulderhaupt in die Hände zu nehmen, das konnte die kleine Madonna niemals verstehen, und über dieses unbegreiflich Entsetzliche mußte sie immer wieder staunen.

Aber mit der Zeit, und je länger sie darüber sann, kam ihr die Erkenntnis: dieses Leiden, dort vollbracht von ihrem lieben Sohn, war viel zu hoch und zu tief, als daß sie, seine arme, kleine, unwissende Mutter, es ihm abnehmen könnte. Sie mußte sich darein schicken, nur immer ganz still und geduldig nahe zu sein mit ihrer barmherzigen, unendlichen und demütigen Liebe.

Ein junger Künstler, zeitig gestorben, hatte die kleine Madonna geschnitten und hatte sie dem Kloster St. Johannis Evangelist geschenkt, von dem er manche Guttat erhalten. Und da in der Kirche die schattige Pfeilernische noch leer stand, war die kleine Madonna von den Mönchen dorthin gebracht worden. Da stand sie nun, liebte und staunte und erbarmte sich schon seit vielen Jahren.

Als die Kriegsfurie anfing, Kirchen und Klöstern gar übel mitzuspielen, war auch St. Johannis Evangelist seinem Schicksal nicht entgangen. Man hatte die silbernen Leuchter geraubt, das Altargerät und das gestickte Altartuch. Die Fenster mit den glühenden Heiligen hatten Sprünge, in den meterdicken Mauern steckten Kugeln, und manche der herrlichen Bilder und Bildsäulen waren zerschlagen und geschändet. Ja, ihre Rosse hatten die Soldaten in kalten Nächten in die Kirche gestellt.

Der Schmerzensmann über dem Hochaltar hatte auf alles mit seinem trauervollen, milden Lächeln herniedergeschaut. Den Rossen wollte er in den bitteren Wintern so gern Schutz gewähren, nur daß die Menschen aus Verachtung dieses Hauses die unvernünftige Kreatur hereinbrachten, gab in sein Lächeln die Trauer.

Ihm selber etwas anzuhaben hatte bis jetzt noch niemand gewagt. Zu still, zu arm, zu ergreifend hing er dort über der Pracht seiner Kirche. Und auch der kleinen Madonna hatte noch niemand wehe getan. Das geschah aber nicht, weil man sie als die Mutter des Heilands ehrte, sondern weil in ihrer dunklen Nische noch niemand sie erblickt hatte in ihrer schmucklosen, süßen, staunenden Einfalt.

Nun war die Zeit gekommen, daß Länder und Menschen den Krieg, der hoch ins dritte Jahrzehnt ging, kaum noch ertragen konnten. Aber immer neue Heerscharen wälzten sich durch das zertretene und ausgesogene deutsche Land, und auch über die Stadt mit der Backsteinkirche St. Johannis Evangelist kam ein Regiment Karlsbergischer Reiter.

Sie brauchten die Stadt nicht blutig zu belagern, denn die Mauern und Türme waren längst zerschossen, die Männer vielfach bei Belagerungen gefallen, und der Hunger wütete.

Die Soldateska hauste, wie sie gewohnt war, und da sie nirgends mehr Beute fand, weder mit Zwicken, Rädeln, Schmauchen oder Schwedentrunk sich etwas herauspressen ließ, und die Frauen ihre Treue und die Mägdlein ihr Kränzel klagend und ächzend opfern gemußt, so drang zuletzt ein Haufe in die Kirche, zu sehen, was etwa dort noch zu holen wäre. Aber es verlohnte sich nicht mehr.

Unter den Soldaten, die mißmutig aus der Kirche strichen, war auch der Soldat mit dem strohernen Haarschopf und der eigentümlichen Leere der Augen.

Als der Soldat an der kleinen Madonna vorbeikam, streichelte ihr gerade ein Sonnenstrahl das ängstlich staunende Gesichtlein. Der Soldat folgte dem Sonnenstrahl, erkannte die papistische Maria, und zornig und hungrig, wie er war, schlug er seine Klinge so heftig gegen ihre Knie, daß sie ins Wanken geriet, stürzte und ihm gerade vor die Füße rollte. Der Soldat wollte sie eigentlich mit dem Fuß beiseitestoßen. Er wußte nicht, was ihn hieß, aber statt dessen mußte er sich bücken und genauer hinsehen.

Er schaute eine ganze Weile, und plötzlich trat in die Leere seiner Augen, die der Zorn wohl erhitzt, aber nicht erfüllt hatte, ein Lächeln. Er bückte sich tiefer, hob die kleine Madonna, die um keinen Preis ihr Kindlein losgelassen hätte, in die Höhe. Als sie ihn ansah, ängstlich bittend, er wolle sie wieder in ihre Nische stellen, strich er ihr statt dessen mit zwei Fingern zart und ungeschickt in einem über ihr Gesichtlein, schlug sie in seinen Mantel und folgte den anderen Soldaten.

Die Soldaten fragten, was er gefunden habe, und er solle teilen. Er schlug dem nächsten, der zudringlich wurde, mit der flachen Hand ins Genick. Der stürzte hin und tat keinen Muck. Die anderen rührten sich nicht weiter.

Die kleine Madonna im Mantel des Soldaten weinte bitterlich, als sie merkte, daß er zu Pferd stieg. Was sollte denn ihr lieber großer Sohn in der Kirche anfangen, wenn sie ihn verließ? Solange er noch ein Büblein war und nach ihrer Brust griff — ja — so lange konnte sie ihn wohl auf dem Arm mit sich nehmen. Aber wenn dann erst das ganze bittere Leben anfing; wenn er allen sein Herz und seine Seele entgegentrug und alle, auch die ihm die Nächsten

waren, verstanden ihn nicht oder ließen ihn im Stich, bis er zuletzt blutend am Kreuzbalken hing — ach! — wie die Rosse trabten, schluchzte und weinte die kleine Madonna: Mein Sohn! mein lieber armer Sohn! Und fühlte siebenfach das Schwert in ihrer Seele.

Aber all ihr Schluchzen und Weinen nutzte nichts. Der Trupp Soldaten zog immer weiter, und mit ihnen auch der, der im Mantelsack die kleine Madonna auf dem Rücken trug.

Gegen Abend wurde haltgemacht. Die Soldaten hatten eigentlich in einem reichen Kirchdorf übernachten wollen, das ihnen von früher bekannt war, aber das Dorf war ausgebrannt, und nur die leeren, rauchgeschwärzten Mauern ragten in den Himmel. Und da es ein milder Juniabend war, wie die Güte Gottes auch in dieser Zeit des Grauens solche Abende immer noch der Erde bescherte, so beschloß man, am Rande eines kümmerlichen Feldchens zu kampieren, das den Soldaten wohlgetan dünkte für ihre Rosse.

So wurde abgesattelt und die Lanze zum Abkochen eingebohrt. Ein paar dürftige, gestohlene Gänse hingen manchem am Sattelknopf. Bald stoben die Federn, die Kessel dampften, und zwischen rohen Soldatenwitzen wurde gelöffelt und geschlürft, wenngleich man auf der Hut blieb, denn ein aufgegriffenes Bäuerlein, das sie verkehrt über das Feuer gehängt, hatte schnell genug bekannt, daß Moncadische Völker die Heerstraße letztlich entlang gezogen.

Der Soldat hatte seinen Mantelsack mit der kleinen Madonna vorsichtig ins Korn gelegt und sich selber davor. Als der Haufe abgegessen hatte, stand ein sanftes Rot über der Welt, und es dauerte nicht lange, daß nach dem heißen Tage über Reden, Planen, Fluchen und ein paar rauhen Liedern erst dem einen und dann dem andern die Augen zufielen.

Als die bärtigen Gesichter dalagen, in den Arm gedrückt oder auf dem Schenkel des Nachbars, schien mit einemmal eine Hand über sie hinzustreichen. Die nahm Blut und Grauen und Sünde sanft dahin und führte die wüsten Gesellen ganz nahe zu Gott, daß er ihren Seelen im Traum wieder einmal sagte, woher sie kamen und wohin sie sollten.

Da seufzte wohl manch einer im Schlaf und lallte einen Namen, das war der Name einer Frau oder eines Kindes. Am öftesten aber war es der süße Muttername, den Erinnerung oder Sehnsucht auf die Lippen tat.

Der Soldat mit der kleinen Madonna im Mantelsack nannte niemals einen Namen im Schlaf. Seine Mutter hatte er nicht gekannt. Nachdem sie ihn in die Welt gegeben, war sie schnell daraus fortgegangen. So war er herumgestoßen worden, und weil niemals eine Mutter ihn am Kinn gefaßt hatte und ihm durch die Augen bis ins Herz gesehen, so war die große Leere in seine Augen gekommen.

Jetzt, als die andern alle schliefen, beugte sich der Soldat heimlich zum Mantelsack, hüllte die kleine Madonna aus und fegte mit den Händen einen Platz sauber zwischen den Ähren, daß sie wie in ihrer Nische stand. Ja, er pflückte sogar eine Kornblume oder zwei, die er mit ausgestrecktem Arm erreichen konnte und steckte sie zu Füßen der kleinen Madonna in das Erdreich.

Dann lag er vor ihr, Arme aufgestützt, Kopf in der Hand, und sah sie an, ihr kleines rundes Gesicht mit den weit auseinandergestellten Augen, die Haare hinter die Ohren gestrichen, das stumpfe Näschen und den Mund, der lachte, weinte oder staunte.

Der kleinen Madonna war bitterlich nach Weinen zumute; weil ihr ganzes Herz nach dem armen, alleingelassenen Gekreuzigten verlangte. Aber wie sie jetzt in das bärtige und narbige Soldatengesicht sah, so dicht vor dem ihren, mit den Augen, in deren Leere irgend etwas sich heraufmühte, mußte sie doch liebreich lächeln, und sie dachte ernstlich daran, ob sie nicht diesem armen, großen Jungen ganz einfach einmal mit der Hand über die Stirn streichen sollte.

Aber wie sie das doch noch überlegte, seufzte der Soldat sehr tief, der Kopf fiel ihm zur Seite, und er schlief. Denn er war mit den andern schon zeitig unterwegs gewesen, und der Tag war heiß.

Als die kleine Madonna ihn nun schlafen sah, den Kopf dicht an ihren Knien, die er mit der Klinge so hart geschlagen hatte, daß eine breite, flache Narbe geblieben, seufzte auch die kleine Madonna. Sie bückte sich und legte einen Augenblick die kleine hölzerne Hand, die nicht das Kindlein trug, sondern die Kleidfalten zusammenraffte, dem Soldaten auf die Stirn.

Der Soldat lächelte im Schlaf, legte sich ruhig auf den Rücken und faltete die Hände über dem Koller auf der Brust. So hatte er in seinem ganzen Leben noch niemals geschlafen.

Die kleine Madonna aber raffte wieder die Kleidfalten zusammen, und so schnell sie nur konnte — es ging doch nicht anders —, lief sie und lief auf ihren kleinen Füßen die Kornbreiten entlang. Sie kannte sich nicht aus, aber sie war auf dem ganz richtigen Weg, und da es nun schon dunkel war, lief ihr dünner, zarter Heiligenschein immer hurtig vor ihr her, daß sie sich nicht fürchtete oder sich verirrte. Und als sie die ganze Nacht so gelaufen war, erreichte sie endlich beim ersten Hahnenkraht die Stadt und die Kirche, in der sie wohnte.

Es sah entsetzlich in der Kirche aus von den Soldaten her, mit zerbrochenen Scheiben und beschmutzten Betstühlen. Aber die kleine Madonna hatte das schon ein paarmal erlebt. So hielt sie sich nicht weiter damit auf, versuchte ein bißchen zu schweben, wobei ihr zwei Engelsbübchen mit abgeschundenen Näschen aus der Nachbarschaft herzlich halfen, bis sie wieder in ihrer Nische stand und durch den Säulenwald ihren lieben, armen Sohn am Kreuz erblickte. Und wie sie so, inbrünstiger Liebe und Erbarmens voll, zu ihm hinschaute, ging ein sanfter Schein wie ein Gruß über das Dulderhaupt. Da nun überdies ein alter schneeweißer Priester mit zwei Ministrantenbüblein gerade das Confiteor anhob, wäre die kleine Madonna ganz glückselig gewesen, hätte nicht immer wieder einmal das arme, große Jungengesicht von dem Soldaten vor ihr gestanden. —.

Dem Soldaten war die Flucht der kleinen Madonna nicht etwa unbemerkt vorübergegangen. Gerade als ihr dünner Heiligenschein um die Biegung der Kornbreite verschwand, wachte er auf, entweder, weil es nun mit einem Male wieder ganz dunkel um ihn her war, oder von dem Pferdegetrappel, das auch schon die kleine Madonna gehört hatte.

Aber wie er eben aufsprang, der Fliehenden hinterdrein, weil es in seinem Herzen mit einemmal so schmerzhaft brannte, daß seine leeren blauen Augen ganz schwarz davon aussahen — gerade da waren die Feinde auch schon heran. Es waren Moncadische Völker, die den Karlsbergischen das Kornfeld nicht gönnten, auch wohl Proviant bei ihnen vermuteten oder Beute aus der Stadt. Ein Scharmützel entspann sich, der Soldat holte wacker aus mit seiner Klinge, bekam aber zuletzt von rückwärts einen so harten Hieb in die Kniekehlen, daß er vornüberstürzte, empfand dabei etwas wie Freude, daß ihn nun selber betraf, was er zuvor der kleinen Madonna angetan, schimpfte sich dieserhalb noch einen gemeinen Hundsfott, und darauf vergingen ihm die Sinne.

Als er nach einer langen Weile wieder lebendig wurde, war das Getöse vorbei. Die Moncadischen Völker hatten zuletzt doch das Feld räumen müssen, weil ein Regiment Banner den Karlsbergischen zu Hilfe gekommen. Jetzt ging ein Feldscher ab und zu, wußte nicht viel zum Heil, schmierte etwas oder sägte ein Glied ab da und dort, ehe denn der Brand hinzutrat.

Der Soldat war zuletzt froh, daß die kleine Madonna diesem allem entkommen war. Seine Knie wurden verbunden, und mit etlichen andern wurde er in ein Dorf geschafft, wo trotz aller Verwilderung hier und da noch immer einer war, der um Gottes Lohn eines Elenden Wunden wahrnahm.

Der Soldat war nun freilich in die Hände eines Bauern geraten, der nicht viel Federlesens machte. Aber nach und nach, bei magerer Kost, von der die Fieber niedergehalten wurden, heilten die Kniekehlen wieder zusammen, wenngleich der Soldat lahm blieb und nur an zwei Stöcken mühselig fortkonnte, denn die Sehnen waren ihm durchgehauen.

So bat der Soldat, sie möchten ihn um Gottes willen behalten, bis der Frühling käme, denn wie es jetzt stand, hätte er müssen auf der Landstraße erfrieren.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.